



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

**SIMON
STRAUSS**

TROPEN

**RÖMISCHE
TAGE**

Tropen

www.tropen.de

© 2019, 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © (Sala Age) Fionline

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50490-3

Für Dich, Rom

ANKUNFT IN ROM. Am ersten Juli. Zweihunderteinunddreißig Jahre und acht Monate nach Goethe. Im verspäteten Flieger spielte die Klimaanlage verrückt, über den Alpen zitterten alle und zogen sich die T-Shirts übereinander an. Zumindest eine Ahnung von Beschwerlichkeit also, nicht zu vergleichen mit dem, was der Weg hierher einst bedeutet haben muss. Wie viel gefroren und gelitten wurde auf den Pilgerreisen früher. Gestorben auch auf den engen Bergpässen ohne Kletterseil. Manche blieben schon nach wenigen Tagen erschöpft im Schnee sitzen und hielten ihre eisigen Zehen ins Feuer.

Romfahrer denken an Romfahrer. Sonst würden sie sich gar nicht erst aufmachen. Und dann? Dann setzen sie darauf, dass sich auch ihr Geist durch den Aufenthalt reinigt und neu bestimmt, dass er von Schönheit gestreift, wiederbelebt, zumindest durchgelüftet wird. Rom als Heilanstalt – der Traum hält sich. Geht durch die Jahrhunderte. Genauso wie das harsche Erwachen aus ihm: Warteschlangen am Taxistand, stinkendes Chlorwasser im Bernini-Brunnen, Einsamkeit bei Pizza und Plastikflasche.

Ich sitze in einem Restaurant über der Piazza Navona und mache das nach, was schon so viele vor mir gemacht haben: In Rom sein und hoffen, dass jemand es merkt. Sich vorstellen, dass der Aufenthalt wichtig wird. Vor mir liegt die Kuppel von Sant'Agnese, Möwen sind vom Meer herübergeflogen und sitzen über den schwitzenden Menschen auf den Dächern, schlagen mit den Flügeln und kühlen sich an der Luft, die durch die schlecht verklebte Dachpappe dringt.

Kein Tag im vergangenen Jahr, an dem ich alleine war. Immer in Begleitung, ständig außer Haus gewesen. Abends aus fremden Fenstern geschaut, morgens beim Frühstück die falschen Menschen getroffen. Ich bin geflohen nach Rom. Um die Gegenwart abzuschütteln, das Schnipsen im Ohr loszuwerden: Mach das, zeig her, geh hin. Ich kreise und kreise und flattere dabei. Es ist noch etwas anderes: Seit ein paar Wochen schmerzt mich das Herz. Es ist kein innerer, sondern ein äußerer Herzschmerz, wie der Kardiologe gesagt hat, rührt also von der Entzündung eines Muskels oder einer Sehne her, aber es sticht und fühlt sich echt an. Geredet habe ich darüber selten. Wenn man aufs Herz zu sprechen kommt, nur in die Richtung zeigt, schauen die Menschen gleich so betrübt. Nichts mehr zu machen, denken sie mit heimlicher Erleichterung darüber, dass es sie nicht selbst getroffen hat. Mein Rhythmus stimmt nicht mehr, durch das Stechen setzt das Herz manchmal aus, fängt dann wie aus dem Nichts wieder an zu schlagen und beschleunigt, als müsste es die versäumten Schläge nachholen.

Mit der Plastikflasche in der Hand stelle ich mich an die Brüstung. An meinen Tisch setzen sich gleich die Nächsten, schlagen die Karte auf, senken den Kopf und strecken die Zeigefinger. Vor mir die Piazza Navona. Hunderttausende drängen sich die Treppen hinauf zur Tribüne, schwitzen, gaffen, grölen. Gleich tritt Domitian aus seiner Loge, der einsame Kaiser, den sein Haarfall so plagte, dass er ein Buch über die richtige Haarpflege schrieb. Das hier ist sein Stadion, er hat es bauen lassen, nach griechischem Vorbild. Sollen die anderen ihn doch verrückt nennen, hier findet er Ruhe. Wenn unten die Pferdewagen aufeinanderkrachen, schließt er die Augen und genießt seine Macht.

Jetzt sitzen da unten die Kellner müde in der Sonne und versuchen, Passanten durch ein Schnalzen in ihre Restaurants zu locken. Die meisten von ihnen sind schon abgebrüht, halten es für besonders geschickt, so wenig wie nötig zu arbeiten, ganz wie die römischen Müllmänner, über die in der Zeitung steht, dass sie nachts ihre eigenen Abfuhrwagen anzünden – je weniger Fahrzeuge, desto weniger Arbeit. Einer von den Kellnern ist noch nicht so weit. Er sucht noch ernsthaft nach neuen Gästen. Seit einer Weile beobachtet er eine junge Frau, die auf einer Bank vor dem Mohrenbrunnen sitzt und eine dünne Zigarette raucht. Ihr weißes Kleid flattert im Mittagswind, die Sonnenbrille ist auf dem Nasenbein weit hinuntergerutscht. Als sie sich die zweite Zigarette zwischen die Lippen schiebt, stürmt der junge Kellner auf sie zu, spricht sie scherzend an, wirbt, gestikuliert, ein bisschen zu wild vielleicht, wie aus einem

Lehrbuch des italienischen Umgangs, setzt sich zu ihr, berührt beim Erzählen wie aus Versehen ihr Knie, legt den Kopf schief. Sie will nicht aufstehen, scheint ihn zu mögen. Die Beine übereinandergeschlagen, lässt sie den rechten Fuß aus der Sandale gleiten, damit er ahnt, was er verpasst. Ein paarmal noch sieht es so aus, als würde er sie um ihre Nummer bitten, sie von einem Wiedersehen überzeugen können, dann steht er enttäuscht auf, stößt Schleim aus dem linken Nasenloch und setzt sich zurück zu den anderen.

Ich wohne in der Via del Corso. Ein Zimmer schräg gegenüber von der Casa di Goethe, Goethes Haus. Im Hochsommer fahren die Römer ans Meer und vermieten ihre Wohnungen, weil es zu heiß ist in der Stadt. Ein Bekannter hat mir einen Hinweis gegeben, also bin ich hier, für zwei Monate. Ich stehe am kleinen Fenster und stelle mir vor, wie Goethe sich drüben nach einem langen Tag die Füße gewaschen hat, wie er sein Bettzeug aufschüttelte und am Tisch ein paar Zeilen schrieb. Ich bin kein Kenner, die *Italienische Reise* habe ich erst vor ein paar Tagen zu lesen begonnen. Zu Freunden habe ich gesagt: »wieder zu lesen«, aber das stimmt nicht, ich lese das Buch zum ersten Mal.

Vielleicht kann mir das Zimmer hier helfen. Sein ruhiges Rauschen, das Knacken der Rohre, die Stimmen draußen, später am Tag. Wenn Gruppen kommen, hört man es immer sofort: Erst wird das Geraune lauter, dann plötzlich Stille und eine Stimme durchs Megafon. Leichte Erklärungen, Antworten auf Fragen, die

keiner stellt. Wann, wo, aber nie: warum. Man könnte ihnen alles zeigen, alles sagen, aber ihre Hände blieben doch immer lässig in den Hosentaschen. Und trotzdem: Insgeheim träume ich noch immer von jener Busfahrt unter freiem Himmel durch die fremde Stadt, als Kind, ich wollte nie laufen. Der Fahrer erzählte Tierwitze, und um mich herum nahmen die Gäste die Kopfhörer ab. Aber ich hörte weiter, ließ mich fahren. Nie fühlte ich mich sicherer.

Jetzt, hier, am frühen Morgen, läuten die Glocken. Nach dem Aufstehen solle ich mich gleich an die Türklinke stellen, hat der Arzt gesagt, mit dem Gummiband Übungen machen, Zug um Zug den Herzmuskel dehnen. Er hat mir einen Zettel mit Piktogrammen mitgegeben, der mir Mut machen soll. Aber ich lasse ihn im Koffer und setze mich auf den Balkon. Die Palme vom Hof hat ihre Wedel zum Ausruhen auf die Brüstung gelegt, noch scheint niemand auf zu sein. Im ersten Stock ist ein Hotel, über mir wohnt ein gefragter Architekt, aus dem Hof strömt süßlicher Seifenduft. Eine Kosmetikkette ist ins Erdgeschoss gezogen und stört die Andacht. Dicke Seifenblasen stehen starr in der Luft und zerplatzen an der alten Mauer, brechen die Aura, behaupten, Vorzeichen zu sein.

Nichts scheint uns Modernen moderner als die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Das Zusammenspiel von Alt und Neu. Und doch treibt mich die Frage: In welche Zeit gehöre ich? Welche Zeiten leben in mir? Oft fühle ich mich wie ein Befallener, zerfressen von vergangenen Idealen, getrieben von unbefriedigtem

Ehrgeiz. Wer zu spät auf die Welt gekommen ist, wird seine Zeit nie finden, sagt man.

Über die Palmenblätter laufen die Ameisen auf das Fensterbrett und in die Küche. Bis zum Brotkorb haben sie eine Kette gebildet und reichen sich mit ihren Zangen vorsichtig die Krumen weiter. Wer etwas fallen lässt, wird von den Nachbarn sofort zur Königin eskortiert und muss auf dem Rücken liegend ein letztes Gebet sprechen.

Meine Sprachlehrerin heißt Francesca. Sie hat lockiges Haar und jeden Tag ein anderes Kleid an. Fröhlich muss sie zwei Stunden mit dem verspäteten Regionalzug in die Stadt fahren, aber schlecht gelaunt ist sie nie. Wenn ich zum dritten Mal eine Präposition falsch betone, schlägt sie mir lachend mit dem zusammenge-rollten Übungsheft auf den Kopf. Sie ist so alt wie ich. Sie könnte meine Freundin sein. Sogar meine Frau. Wir könnten ein Kind bekommen. Ich ziehe zu ihr, in die Vorstadt, gehe mit dem Vater ins Fußballstadion, schiebe ihrem Neffen das Fahrrad hinterher. Abends sitzen wir in ihrem Zimmer auf dem Bett und werfen mit Kissen, während unten vor der schlafenden Großmutter der Fernseher läuft. Wir planen den Urlaub, duschen die Kinder, bauen ein Haus auf dem Berg und streiten über den Staub hinter der Waschmaschine. Die Tage vergehen, und die Zweifel kommen. Kleine Sprünge zur Seite erst und dann der große Bruch. Die meisten sprechen vom Leben, als wäre das alles so einfach. Als gäbe es keine anderen Möglichkeiten, als

würden wir das Entscheidende schon sehen. So ist es nicht. So war es nie. So wird es immer bleiben.

Im Palazzo Altemps, auf dem Ludovisischen Thron, ist Aphrodites Geburt aus dem Meeresschaum dargestellt. Zarte Damenhände heben sie aus dem Wasser, Schleier wehen, Füße treten vorsichtig auf den Boden. Rechts hält eine Flötenspielerin Wache, schützt die Geburt. Ihren linken Fuß hat sie leicht nach außen gestellt wie zum Plié, so dass man ihre Zehen bewundern und – Rationalist, der man ist – auch nachzählen kann. Sechs kleine Zehen wölben sich aus dem hellen Stein und zeigen an, dass es hier um Höheres geht.

Den Innenhof des Palazzo bewacht Marco. Stolz zeigt er seinen Dienstaussweis. Er hat schlechte Zähne, aber ein helles Leinenjackett und einen festen Händedruck. Jeden Tag steht er hier im Hof, je nach Sonnenstand und Schatten in einer anderen Ecke, und gibt acht darauf, dass die Besucher kein blitzendes Licht benutzen. Hinter ihm steht ein junger Athlet in Stein, seine schöne Hüfte will Marco nicht den falschen Blicken ausliefern. Die beiden haben eine Abmachung: Nur junge Frauen mit Leberfleck an der Wange dürfen ihn fotografieren, alle anderen müssen auf Abstand gehalten werden. Und so mustert Marco jeden, der seinen Innenhof betritt, mit großer Genauigkeit.

Als ich von der Sonne geblendet ins Freie trete, sehe ich auf der gegenüberliegenden Seite den Saum eines weißen Kleides im Ausgang verschwinden. Es könnte das vom Vortag sein, von der Schönen am Mohrenbrun-